

# FUNDGRUBE

HEIMATGESCHICHTLICHE BEILAGE DER PEGNITZ-ZEITUNG

## Zur Geschichte von Großengsee

von Reinhard Scharrer

Der Ortsname „Großengsee“ kommt von Gsee = Sitz, Großer Herrnsitz. Die Ortsmitte unseres Dorfes liegt 477 m über Meereshöhe. Im Jahr 2020 zählte der Ort 70 Anwesen mit 210 Einwohnern. Großengsee liegt in der landschaftlich abwechslungsreichen Frankenalb, die mit 45 Prozent Anteil der Gesamtfläche viel Mischwald besitzt und viele herausragende Dolomitfelsen. Die Landschaft ist daher mit der Schweiz zu vergleichen, weshalb sie auch „Fränkische Schweiz“ genannt wird.

Die ersten Aufzeichnungen stammen aus dem 14. Jahrhundert.

- 1324** wurde Gsee von Dietrich von Wildenstein aus Wildenfels dem Burggrafen zu Nürnberg abgekauft.
- 1450** wurde das Dorf durch Truppen der Reichsstadt Nürnberg im Ersten Markgrafenkrieg gebrandschatzt.
- 1503** kauften die Herren von Lentersheim Gsee und bauten ein einfaches Herrenhaus („Vogthaus“).
- 1568** wurde für kurze Zeit Hans von Furtenbach Besitzer von Gsee und St. Helena.
- 1574** erwarb die Nürnberger Patrizierfamilie Tucher die beiden Orte.
- 1630** erbauten die Tucher ein größeres Herrenhaus.
- 1672** machte Christoph von Tucher dieses Herrenhaus zum Pfarrhaus (**Abb. 1**) und setzte einen Pfarrer ein, der auch den Schuldienst versah.
- 1694** erbauten die Tucher ein Schulhaus, in dem bis 1968 die örtliche Volksschule untergebracht war. Heute ist es das Gemeindehaus der



Abb. 1: Pfarrhaus Großengsee, 1630 als Herrenhaus erbaut im Jahr 2021. Foto: Reinhard Scharrer

- evangelischen Kirchengemeinde.
- 1765** brannten in Großengsee zwei Scheunen aufgrund eines Blitzschlags nieder.
- 1772-76** waren Teuerungsjahre: 1 Metzen (ca. 30 l) Gerste kostete 70 fl. (= Gulden).
- 1794** wurden die Waldnutzungsrechte des Gemeindewaldes durch Verlosung verteilt.
- 1795/96** während des sehr milden Winters wurden viele Tagwerk Gemeindegrund gerodet und zu Ackerland gemacht.
- 1796** plünderten in Folge des Ersten Koalitionskriegs französische Truppenteile das Dorf, das Pfarrhaus und die Kirche.
- 1806** wurde die freie Reichsstadt Nürnberg dem Königreich Bayern eingegliedert.
- 1806** bekam jedes Haus eine Hausnummer.
- 1816** war ein sehr regenreiches Jahr, das große Teuerung zur Folge hatte.
- 1839** brannte das Haus des Bauern Sperber nieder.
- 1848** richtete ein starker Hagel großen Schaden auf den Feldern an.

### Aus dem Inhalt

- |   |             |
|---|-------------|
| Zur Geschichte von Großengsee                 | Seite 1-4   |
| Geschichten und Erinnerungen aus Großengsee   | Seite 5-10  |
| Vor 101 Jahren: Lauf druckt sein eigenes Geld | Seite 11    |
| Zur Geschichte des Gesangsvereins Heuchling   | Seite 12-16 |

**1865** wurde die erste Wasserleitung gebaut, die anfangs nicht gut funktionierte. Es gab in Großengsee ursprünglich nur zwei Brunnen: einen am Dorfplatz und einen am Schulhaus. Auch St. Helena hatte einen Brunnen. Zuvor musste das Wasser von der Naiferquelle geholt werden, es sei denn, die Bauern hatten eine eigene Zisterne oder einen Hüllweiher (künstliches Wasserloch) auf ihren Ländereien für die Tiere.

**1874** wurde die Wasserleitung zum Preis von 2860 fl (= Gulden) optimiert. Mit Hilfe eines hydraulischen Widders wurde das Wasser direkt aus der Quelle gepumpt. Es gab aber noch keine Hausanschlüsse.

**1887** wurde in Handarbeit eine neue Straße ins Naifertal gebaut.

**1893** brachte eine große Dürre großen Futtermangel, auch Lebensmittel waren knapp.

**1912** wurde in Großengsee, St. Helena und Ittling gemeinsam eine neue Wasserleitung gebaut. Die Quellsfassung entstand an der Naiferquelle und die Pumpstation im neu erbauten Pumphäuschen neben der Obernaifermühle. Drei Kolbenpumpen mit Turbinenantrieb durch das Wasser der Naifer pumpen ab ca. 1970 mit einer elektrischen Kreiselpumpe der Firma Bogner und Huber, das Trinkwasser in das Wasserreservoir oberhalb des jetzigen Kindergartens „in der Wach“. Jedes Haus bekam auch einen Hausanschluss.

**1914-18** im Ersten Weltkrieg sind aus den Orten Gsee und St. Helena 13 Männer gefallen. Die Lebensbäume am Friedhof in St. Helena sind zu ihrem Gedenken gepflanzt worden.

**1938** wurde in Großengsee die erste Poststelle mit einer Telegrafenanstalt eingerichtet.

**1939-45** im Zweiten Weltkrieg wurden 16 Männer aus Großengsee und St. Helena getötet oder als vermisst gemeldet. Auch eine junge Frau aus Großengsee wurde bei



Abb. 2: Das Gasthaus Scharrer mit Kolonialwarengeschäft im Jahr 1927. Foto: Reinhard Scharrer

einem Fliegerangriff in der Nähe von Nürnberg getötet.

**1940-45** waren mehrere Kriegsgefangene, v.a. Franzosen, bei den Bauern zum Arbeitsdienst eingeteilt.

**1945** Mitte April 1945 fuhr ein amerikanischer Panzer aus Richtung Winterstein ins Dorf ein. Sie gaben ein paar Warnschüsse ab, etliche Fensterscheiben zerbarsten. Zuvor waren einige deutsche Soldaten auf hölzernen Pferdewägen der Wehrmacht aus Angst vor der Gefangennahme durch die Amerikaner geflüchtet. Zwei der deutschen Soldaten waren zu Fuß den Anger hinauf geflüchtet und wurden von nachschießenden Amerikanern auf der Flucht erschossen. Die zwei Toten wurden im damaligen Feuerwehrhaus, schräg unterhalb des Schulhauses, aufgebahrt und vorübergehend am Friedhof in St. Helena beerdigt. Ansonsten verlief die Besetzung der Ortschaft durch die Amerikaner friedlich.

**1945-53** kamen viele Flüchtlinge aus dem Osten (Schlesien, Böhmen, Egerland) und wurden in den Häusern untergebracht. Sie halfen z.T. bei den

Bauern oder suchten sich Arbeit bei Handwerkern und Firmen. Einige dieser Frauen und Männer blieben hier und haben einheimische Partner geheiratet. In vielen Familien, die heute im Ort wohnen, ist der Großvater oder die Großmutter erst in Folge des Krieges hierhergekommen.

**1947** war eines der trockensten Jahre seit Menschengedenken. Die Wiesen waren komplett ausgetrocknet. Die Frauen und Kinder mussten täglich von den Buchen und Haselnussstauden die Blätter abzupfen und am Waldrand das dürre Gras mit der Sense oder mit der Sichel abmähen, um damit die Kühe zu füttern, damit sie nicht verhungerten.

**bis 1965** befanden sich zwei Dorfweiher als Speicher für Löschwasser im Dorf. In den strengen, frostigen Wintern wurde dort Schlittschuh gelaufen und Eishockey gespielt. Einer davon wurde zugefüllt, in den anderen kam der neue Löschbehälter für das neue Feuerwehrhaus.

**1965** wurde das Feuerwehrhaus mit Schlauchtrockenturm und Löschwasserbehälter (350 m<sup>3</sup>) und das Milchhaus

- mit einer großen Edelstahlwanne mit elektrischer Kühlung neu errichtet. Es ersetzte das alte Milchhaus, in dem die 40 l-Alukannen mit kaltem Leitungswasser im Wasserbad gekühlt worden waren. Das Amt des Milchhauswarts übte lange Jahre Hans Körber, genannt „Kirwala“, aus. Die 1-Zentner-schweren Kannen wurden vom Milchfahrer Franz Schömer mit seinem Unimog mit Anhänger abgeholt, und zur Molkerei Daiber nach Simmelsdorf gebracht. Das gemeinsame Dorfmilchhaus wurde 1991 geschlossen. Die Bauern mussten sich eine eigene Kühlung anschaffen und die Milch wurde mit Tanklastern abgeholt. Heute ist im ehemaligen Milchhaus der Aufenthalts- und Schulungsraum der Feuerwehr untergebracht.
- 1960-68** wurden die Flurbereinigung und Dorfsanierung unter der Leitung von Lorenz Herbst und Hans Schmidt durchgeführt.
- 1966** baute die ehemalige „Raiffeisengenossenschaft Großengsee“ im Strahlenfelsener Weg eine neue Lagerhalle mit Bankschalter und Bankraum inklusive Tresor. Einmal wurde dieser Tresor von Einbrechern aufgeschweißt. Die damals selbstständige Genossenschaft wurde in den 1980er Jahren von der Raiffeisenbank Gräfenberg geschluckt. Kurze Zeit später wurde dann der Handel mit landwirtschaftlichen Futtermitteln, Düngern und Pflanzenschutzmitteln eingestellt, Ende der 90er Jahre auch der Bankbetrieb. Im Jahr 2000 wurde das gesamte Gebäude an den Maschinenbaumeister Franz Schroetel verkauft.
- 1972** im Zuge der Gebietsreform schloss sich die ehemalige Gemeinde Großengsee der neuen Großgemeinde Simmelsdorf an und gehörte damit ab sofort zum Landkreis Nürnberger Land.
- 1973** wurde die Poststelle mit dem ersten öffentlichen Telefon bei Familie Barth aufgelöst. Danach gab es eine Poststelle in Simmelsdorf, später in Schnaittach. Heute wird die Post vom Postamt Gräfenberg aus im Ort zugestellt. Das gelbe öffentliche Telefonhäuschen am Feuerwehrhaus wurde 1996 abgebaut.
- 1975** hat die Familie Scharrer am Dorfplatz ihr altes Gasthaus mit Kolonialwarengeschäft („Tante-Emma-Laden“) (**Abb. 2**) abgerissen und bis zum Herbst des gleichen Jahres wieder ein Gasthaus mit Metzgerei aufgebaut.
- 1986** Die alte Wasserversorgung musste wegen Verunreinigung des Quellwassers stillgelegt werden. Großengsee wurde an die Trinkwasserversorgung der „Riegelsteingruppe“ angeschlossen. Diese bezieht das Wasser aus zwei Tiefbrunnen (152 m) neben dem Eibgrat. Der Hochbehälter ist in Spies. Die drei Dörfer bekamen neue Leitungen und jedes Haus eine Wasseruhr.
- 1988** entstand am westlichen Ortsrand von Großengsee die „Brentenberg-Siedlung“ mit insgesamt sieben Häusern.
- 1994** entstand am oberen Anger ein neuer Kindergarten. Er wurde von der Gemeinde Simmelsdorf für 1,3 Millionen DM erbaut. Auf dem Gelände stand früher die Raiffeisen-Lagerhalle. Die Rechtler von Großengsee und Ittling spendierten das Bauholz. Die evangelische Kirche mit Pfarrer Gerhard Göller hat damals die Trägerschaft abgelehnt. 2019 wurde die Leitung wegen der immer höheren staatlichen Anforderungen an die Arbeiterwohlfahrt übergeben. Der Kindergarten und der Kinderhort sind zurzeit voll ausgelastet. Im Jahr 2020 wurden wegen akuten Platzmangels auf der Angerwiese neben dem Anwesen große Container aufgestellt.
- 1996** baute Familie Scharrer im Außenbereich in Richtung Hiltoltstein einen tierfreundlichen Bettenstall für Mastschweine nach dem „Nürtinger System“. Es ist ein Kaltstall mit viel Frischluft, isolierten Kisten (Betten) mit Plastikvorhang, kalter Liegefläche zum Abkühlen im Sommer, Kotecke und Spielzeug (Ketten und Holzteile). Die Schweine haben ständig Zugang zu Frischwasser und werden überwiegend mit betriebseigenem Futter gefüttert.
- 1998** ließ der damalige Bürgermeister Andreas Kögel mit Unterstützung durch Bernd Schmidt am Dorfplatz eine kleine Dorflinde pflanzen. Es ist eine Winterlinde mit kleinen Blättern. Vorher stand an dieser Stelle eine große Blautanne.
- 2000** haben drei Großengseer Vereine – die Feuerwehr, der Schützenverein und die Naturfreunde – gemeinsam das sehr heruntergekommene Pumpenhäuschen neben der Obernaifermühle renoviert. (**Abb.3**) Am 1. Mai 2001 wurde bei einem „Wasserfest“ die Renovierung groß gefeiert.
- 2002** wurde der Euro in Europa eingeführt, ein Euro entsprach 1,95583 DM.
- 2003** wurde die Zweigstelle der Sparkasse Schnaittach, die sich im Gemeindehaus befand, geschlossen. Schon ein paar Jahre früher hatte die Raiffeisenbank Gräfenberg ihre Zweigstelle in Großengsee aufgegeben, kam aber noch einige Jahre zwei Mal in der Woche mit dem Bankbus vorgefahren, sodass man seine Bankgeschäfte hier erledigen konnte. Bei der Sparkasse war lange Jahre Helmut Hollweck, bei der Raiffeisengenossenschaft Hans Herbst („Brendel“) der Geschäftsstellenleiter.
- 2004** hat die Gemeinde unter Bürgermeister Andreas Kögel für die oberen Dörfer der Gemeinde, so auch für Großengsee, einen Schmutz-

wasserkanal gebaut. Jedes Haus wurde neu angeschlossen. Die Hausbesitzer mussten tief dafür in die Tasche greifen. Es war aber eine gute Investition für die Zukunft, und jeder war danach froh, dass er sich nicht mehr um das Abwasser zu kümmern brauchte. Das Abwasser läuft in das Klärwerk nach Neunkirchen am Sand und wird vom Abwasserzweckverband Schnaittachtal geklärt und in die Pegnitz eingeleitet. Die Gebühren dafür werden von der Gemeinde berechnet und richten sich nach dem Trinkwasserverbrauch. Bis dahin hatte jedes Haus seine eigene Sickergrube für Schmutzwasser und Fäkalien (drei oder vier Kammergruben), die regelmäßig ausgeleert werden mussten. Die meisten dieser ehemaligen Gruben werden inzwischen als Regenwasserzisternen genutzt.

Das Oberflächenwasser von Dächern, Hofflächen und Straßen läuft durch einen eigenen Kanal in eine Doline (Felsspalt) unterhalb des Anwesens Sörgel/Wolf. Die Aufnahmefähigkeit der Doline ist aber begrenzt. Bei Starkregen kommt es in der Ortsmitte zu Hochwasser. Fronleichnam 1993 drang in einige Häuser das Wasser ein. Darum ist es wichtig, dass die Dachrinnen, die Hofflächen und vor allem die Straßenspitzrinnen sauber gehalten werden, denn sonst versandet und verstopft die Doline.

**2005** änderte sich für die Schüler der Schulsprengel. Seitdem fahren die Schulkinder nicht mehr nach Hiltoltstein und Gräfenberg, sondern in die gemeindeeigene Schule nach Hüttenbach und für die weiterführenden Schulen weiter nach Schnaittach und Lauf.

**2008** begann die EON/ Bayernwerk die Stromversorgung umzustellen: Oberleitungen wurden abgebaut, stattdessen sind die Häuser jetzt an die Erdverkabelung angeschlossen. Dies war für die Hausbesitzer kostenlos.



Abb. 3: Das renovierte Pumpenhäuschen an der Obernaifermühle mit dem alten Wasserrad im Hintergrund im Jahr 2021.

Foto: Reinhard Scharrer

**2010** wurde ein Rauchverbot in Gaststätten und öffentlichen Gebäuden eingeführt.

**2011-15** fanden auf einem Acker zwischen Großengsee und St. Helena archäologische Ausgrabungen statt. Die Grabungen wurden von der Universität Erlangen und vom Institut für Frühgeschichte unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Mischka und Herrn Dr. Steguweit durchgeführt. Es wurden mehrere Gräber aus der Hallstattzeit (800–400 v. Chr.) geöffnet. Gefunden wurden Knocheenteile, ein Schwert, Tongefäße und Schmuckstücke, welche im Naturhistorischen Museum in Nürnberg zu besichtigen sind.

**2018/19** wurden sieben neue Einfamilienhäuser errichtet. Drei Häuser davon entstanden am neuen Mühlbergweg. Dort kostete der m<sup>2</sup> Grund ca. 60 Euro ohne Erschließungskosten. Bei vier Häusern wurde eine Wärmepumpenheizung und bei drei Häusern Hackschnitzelheizungen eingebaut.

**2019** bekamen interessierte Hauseigentümer einen Zugang zu einem in die Erde verlegten Glasfaseranschluss zugunsten eines schnelleren

Internets kostenlos von der Gemeinde und vom Staat.

**2020** Im März hat sich – ausgehend von China – eine Coronaviren-Pandemie (SARS – Covid19) auf der Erde ausgebreitet. Es gab über 3,1 Millionen Tote. Jeder musste Mundschutz tragen und 1,50 m Abstand zum Nächsten halten. Zeitweise waren Gasthäuser, Schulen und Firmen geschlossen und zwischen 21 und 6 Uhr es wurde eine nächtliche Ausgangssperre verhängt. Es gab kaum noch Flugverkehr. In Deutschland gab es oft über 20000 Neuerkrankungen und zum Teil mehr als 1000 Todesopfer pro Tag. Vor allem ältere Menschen in Pflegeheimen waren betroffen. Es musste erst ein Impfstoff entwickelt werden. Erste Impfungen fanden Ende Dezember 2020 statt. In Großengsee gab es bis zu diesem Zeitpunkt nur einzelne leichte Erkrankungen.

Wer mehr über die gesamte Ortsgeschichte von Großengsee erfahren möchte, dem sei die Chronik von Reinhard Scharrer unter Mitarbeit von Frau Heike Hoffmann empfohlen: „Unser Großengsee. Interessantes und Wissenswertes über unser Dorf früher und heute. Zu beziehen unter: reinhard\_scharrer@t-online.de.

# Geschichten und Erinnerungen aus Großengsee

von Reinhard Scharrer

Bis in die 1960er Jahre hatte fast jeder Bauernhof sein eigenes Backofenhaus. Der Holzbackofen wurde mit langen Kiefernholzschichten (1 m) vorgeheizt. Dann kamen die aus Roggenmehl, Natursauerteig und Gewürzen geformten großen Brotlaibe (bis zu 20 Stück) für ca. drei Stunden in den Backofen. Auch Brot- und Zwiebelkuchen gab es, hauptsächlich für die Kinder. Ein herrlicher Duft nach frischem Brot zog durch das Dorf. Das Brot musste für drei bis vier Wochen reichen. Die Brotlaibe wurden in einem luftigen Brotschrank meist am Dachboden gelagert. Bei feuchtem Wetter schimmelte es oft und die vielen Mäuse, die es damals gab, stillten manchmal auch ihren Hunger. Drei der alten Holzbackofenhäuser sind noch erhalten, einer bei Familie Preckwitz, einer bei Familie Hümmer und einer bei Familie Scharrer. Ein neuer wurde 2016 bei Familie Deinzer errichtet.

Früher wurde auf jedem Bauernhof die Butter selbst hergestellt. Dafür wurde die frische Milch mit einer handbetriebenen Zentrifuge entrahmt. Der Rahm blieb einige Tage stehen, bis er angesäuert war. Dann wurde der Rahm in einem handbetriebenen Butterfass so lange gerührt (geschlagen), bis sich das Fett zu Butter zusammenklumpt. Die Buttermilch wurde dann abgeseigt und die Butter in Formen (Modeln) gedrückt. Im Sommer war die Butter vom frischen Gras, welches die Kühe bekamen, schön gelb und schmeckte sehr gut. Vielleicht lag es aber auch daran, dass es einem besser schmeckte, da man damals größeren Hunger hatte und die Butter und das Fleisch streng eingeteilt und rationiert wurden.

Da auch bis in die 1960er Jahre auf jedem Bauernhof mindestens zwei bis vier Hausschweine gehalten wurden, gab es im Jahr zwei- bis dreimal eine Hausschlachtung. Die Schweine wurden überwiegend mit Speiseabfällen, Abfällen vom Garten, überschüssiger Biestmilch der Kühe, zurückgenommener Magermilch von der Molkerei, natürlich mit viel gedämpften Kartoffeln und auch mit Klee gefüttert. Zu der Hausschlachtung kam der Hausmetzger auf den Hof.

Es wurde meistens zu einem richtigen Schlachtfest für die Familie und Nachbarn, auch der Pfarrer und der Lehrer bekamen eine Wurstsuppe mit Beilage. Der langjährige Fleischbeschauer Hans Sörgel bekam natürlich auch ein Stück

vom gekochten Kopffleisch (= Schipf) zum Probieren. Die Kinder freuten sich über das gebackene Hirn oder die gekochten Nieren. Da es noch keine Gefriertruhen gab, man aber Vorrat für das nächste halbe Jahr brauchte, mussten Fleisch und Würste zum Haltbarmachen eingesalzen (gesurcht), geräuchert, ins Fett eingelegt oder eingeweckt werden.

In jedem Bauernhaus befand sich bis in die 1950er und 1960er Jahre der Kuhstall, manchmal auch der Schweinestall, im Haus, meistens zur Haustüre rein war links der Stall und rechts die Stube (oder umgekehrt). Der Misthaufen befand sich oft vor der Haustüre. Es gab nirgends ein Bad. Gebadet hat man in einer verzinkten Badewanne. Sie wurde Samstagabend in die Küche gestellt. War dafür in der Küche kein Platz, kam sie in den Kuhstall und es wurde dort gebadet. Die Kühe wunderten sich zwar, aber sie schauten einem ja nichts weg.

Wir hatten im Dorf bis in die 1960er Jahre auch einen Schmied und einen Wagner. Der Schmied Hans Hopfengärtner stellte in seiner Schmiede mit dem Schmiedefeuer eiserne Gartentüren, Holzwagenreifen und andere schmiedeeiserne Sachen her. Er beschlug die Pferde mit Hufeisen und dengelte Pflugschare und Sensen auf dem Amboss. Der Wagner Hanni Vogel machte in seiner Werkstatt große und kleine Holzleitern für die Obsternte. Weiter schnitzte er Hackenstiele und Holzteile für die Leiterwagen (hölzer-

ne Wagen mit Eisenrädern) und Krautfässer. Da der Hanni auch viele Bienen fliegen hatte, stellte er aus Honig und Alkohol den „Bärenfang“ her. Dieser ließ die Besucher und sogar mal unseren Pfarrer Schiffner sehr lustig werden. Zu Weihnachten verkaufte er mit seiner „Kätha“ Christbäume in Nürnberg.

Auch die alteingesessene Schreinerei Häfner gibt es seit den 2000er Jahren nicht mehr. Der „alte Schreiner“ Girch Häfner und sein Sohn Konrad fertigten jahrelang Möbel, Särge, Fenster und Türen und in früheren Zeiten auch Ski aus Holz für das ganze Dorf und die nähere Umgebung. Sie waren für ihre saubere und genaue Arbeit bekannt.

Bis ca. 1965 zog im Herbst jeden Jahres der Maschinist Girch Deinzer mit Hans Loos mit der gemeinschaftlichen großen Dreschmaschine von Bauernhof zu Bauernhof, um die in den Scheunen gelagerten Getreidegarben auszudreschen. Das ausgedroschene Getreide kam in große Jutesäcke (ca. 100 kg) und musste auf dem Rücken von starken Männern oft bis in den zweiten Dachboden zur Aufbewahrung hinaufgetragen werden.

Das Stroh wurde für Pferde und Kühe mit der Halmmaschine klein gehäckselt und verfüttert oder als Einstreu für alle Tiere verwendet. Das Dreschen dauerte oft ein bis zwei Tage pro Hof und war eine sehr staubige und durstige Arbeit. Nach getaner Arbeit gab es traditionell



Abb. 1: Die Mittelnaifermühle im Jahr 1920.

Foto: Reinhard Scharrer

Backsteinkäse, frisch gebackenes Holzofenbrot mit frisch gemachter Butter und Bier.

Am Anfang wurde die Dreschmaschine von einem alten Lanz-Bulldog gezogen und auch angetrieben. Zum Anlassen (Andrehen!) des Schleppers musste der Maschinist den Bulldog (der hatte eine Schnauze wie eine Bulldogge) mit einem Bunsenbrenner mit offener Flamme vorglühen.

Einmal hatten ein paar Lausbuben – und da gab es in Gsee genug – dem „Schwarms-Girch“ einen Streich gespielt. Sie füllten in seine mit Petroleum gefüllte Vorglüh-Lampe heimlich etwas Wasser. Der Girch zündelte und zündelte, doch der Brenner wollte einfach nicht brennen. Er fluchte fürchterlich, warf das Ding in eine Ecke und holte sich ein anderes Gerät. Früher wurde sehr oft geflucht, v.a. auch, wenn die vor den Leiterwagen oder Pflug gespannten Kühe oder Ochsen nicht mehr weiterwollten.

In den 1960er Jahren kamen dann die kleinen selbstfahrenden Mähdrescher in die Dörfer und droschen das Getreide gleich auf dem Feld aus.

Im Naifertal gab es seit dem 15. Jahrhundert drei Mühlen, die Unter-, die Mittel- und die Obernaifermühle.

**(Abb. 1)** Sie betrieben ihre Mühlen mit Wasserrädern und der Schwerkraft des Wassers von der Naifer. Die zwei unteren Mühlen haben schon lange aufgegeben. Die Obernaifermühle der Familie Hopfengärtner war noch bis 2006 in Betrieb. Man sieht auch dort noch das alte Wasserrad, welches die Mahlstühle mit den Mühlsteinen antrieb. Früher brachten die Bauern ihr Brotgetreide, meistens Roggen (Korn) und holten danach das Mehl zum Brotbacken und die Kleie für die Schweine wieder ab. In der letzten Zeit wurden nur noch die umliegenden Bäckereien mit Roggenmehl versorgt. Die Konkurrenz der großen Mühlen und die strengen behördlichen Auflagen gaben den kleinen romantischen Mühlen keine Chance zum Überleben.

In Großengsee wurde bis ca. 1962/63 auch Hopfen angebaut. Die kleineren Bauern hatten nur Hopfenäcker mit einzelnen, langen dünnen, ca. 8 m hohen Hopfenstangen. Daran kletterte der Hopfen rechtsherum hoch. Die größeren Betriebe hatten größere Hopfenäcker mit festen Hopfengestängen. An diesem Gestänge mussten jedes Jahr neu viele, dünne Hopfendrähte hochgespannt werden, an denen ebenfalls der Hopfen hochwächst, nachdem er im Frühjahr angeleitet (angedreht) wurde. Da der Hopfen bei feucht-warmem Wetter sehr anfällig für Pilzkrankhei-

ten ist, musste er oft mit Kupfer oder Schwefel, meist mit handbetriebenen Hopfenspritzen, gespritzt werden. Im Herbst zum Hopfenpflücken kam die ganze Nachbarschaft und Verwandtschaft in der Hopfenstube zusammen, um die Hopfendolden von der Rebe zu pflücken („bloden“). Dabei wurde viel geratscht und oft auch gesungen. Die Hopfendolden wurden dann auf der Hopfendarre (flache Drahtkästen) in Dachböden getrocknet. Dazu wurden die Dachläden, die man früher fast auf jedem Bauernhaus sah, bei schönem Wetter geöffnet, um den Hopfen zu trocknen und haltbar zu machen. Getrocknet und gereinigt wurde er dann in große Jutesäcke abgefüllt und in die Siegelhalle nach Schnaittach gebracht. Dort wurde er von unabhängigen Prüfern gewogen und das Aroma kontrolliert. Die Säcke wurden versiegelt und an die umliegenden Brauereien verkauft. Heute gibt es noch in Lilling einen großen Bio-Hopfenbauern, in Speikern und in Hersbruck konventionelle Hopfenbauern.

Im Naifertal, direkt oberhalb der Naiferquelle, hat die Familie Töppmann („Kafma“ oder auch „Tupfer“) aus St. Helena in den 1950er Jahren einen Kalk-Steinbruch eröffnet. Hans Töppmann sen., wohnhaft unterhalb der Kirche, war Schuster und Sprengmeister und hat in den 60er Jahren zusammen mit seiner Frau Emmi ein gut gehendes Café eröffnet und später die Holzofenbäckerei angefangen, die es heute noch als die Bäckerei Deinzer gibt. Am Steinbruch im Naifertal wurde ein Steinbrecher und eine kleine Halle aufgebaut. Kleine LKWs transportierten den Schotter weg. Aus wirtschaftlichen Gründen musste der Betrieb wieder eingestellt werden und die Gebäude wurden abgerissen. Inzwischen hat die Natur den aufgerissenen Berghang wieder zurückerobert und man sieht beim Vorbeifahren fast nichts mehr.

Hans Töppmann sen. hatte ein Glasauge. Wenn er gut gelaunt war, sein Glasauge aber etwas kratzte und schmerzte kam es zu fortgeschrittener Stunde schon mal vor, dass er ein kleines weißes Tüchlein zückte, sein Auge herausnahm und es auf den Stammtisch legte. Dort schaute es einen so verlassen und ängstlich an, dass es einem leidtun konnte. Doch ein Handgriff und es saß wieder an der richtigen Stelle bei seinem Besitzer. Der zwinkerte ein wenig und grinste verschmitzt.

In dem kleinen Türmchen auf unserem Pfarrhaus in Großengsee hängt eine kleine Glocke, sie schlägt zu jeder Stunde die Uhrzeit. Um 11 Uhr läutet die Glocke. Sie gab den Bauersfrauen früher

auf den Feldern Bescheid, dass es Zeit wird, heimzugehen und das Mittagessen zu richten („Weiberschreck“). Um 19 Uhr abends läutet sie zum Abendgebet. Früher durften sich die Kinder um diese Zeit nicht mehr auf der Straße blicken lassen.

Jedes Jahr zur Konfirmation, wenn die Konfirmanden, mit dem Pfarrer und dem Posaunenchor voraus, vom Pfarrhaus in Großengsee zur Kirche nach St. Helena ziehen, läutet sie ebenfalls.

Vor ca. 60 bis 70 Jahren wurde bei Beerdigungen der Sarg noch mit einem Pferdefuhrwerk (Friedelbauer) vom Haus des Verstorbenen abgeholt. Der Trauerzug marschierte zum Friedhof nach St. Helena. Dabei läutete auch die Totenglocke des Pfarrhauses. Seit 1973 gibt es in St. Helena am Friedhof ein Leichenhaus, es wurde von den Kirchenmitgliedern größtenteils in Eigenregie erbaut. Zur Beerdigung wurden die Dorfbewohner von der Leichenfrau (Leichenbeter) eingeladen. Sie wurde von der Trauerfamilie beauftragt, von Haus zu Haus zu gehen.

Am Ortsrand von Großengsee in Richtung Winterstein auf der linken Seite ist ein kleines Wäldchen mit vielen Felsen. Auf dem höchsten Punkt eines der Felsen ließ in den 1950er Jahren der damalige Pfarrer Börner eine kleine Sommerlaube aus Holz bauen. Sie wurde später von diversen Liebespärchen als Rendezvousplatz gern besucht. Da die Hütte nicht instandgehalten wurde, findet man heute leider nichts mehr von ihr.

Großengsee hatte zwei unterschiedliche Dorfviertel. Im „Beamtenviertel“, der heutigen Simmeldorfer Straße, wohnten der Pfarrer, der Lehrer, der Bürgermeister, die Postbeamten und zwei Gemeinderäte. In diesem Viertel wurden die „Gesetze“ gemacht. Im „Schwarzenviertel“, der jetzigen Wintersteiner Straße, wohnten die einfacheren Leute. Wo der Name herkam, ist nicht bekannt. Zu hoffen bleibt, dass dies keinen schlimmen Hintergrund hat.

Bis in die 1960er Jahre gab es im Ort noch viele schöne Fachwerkhäuser. Heute kann man acht von ihnen noch bewundern: Pfarrhaus, Gemeindehaus, Mittel- und Unternaifermühle, bei Busch, Eisele und Vogel in Großengsee sowie Escherich in St. Helena. Die Fachwerke sind zum Teil handwerklich sehr kunstvoll ausgeführt. Sie brauchen öfter mal einen Anstrich und eine Reparatur.

Im Zweiten Weltkrieg waren viele ausländische Kriegsgefangene in deutschen Betrieben und Firmen zur Zwangsarbeit abgestellt. Auf dem Land mussten sie bei den Bauern mitarbeiten. Trotz

der schlimmen damaligen Zeit – die meisten Männer und Söhne mussten ja in den Krieg und die Frauen, Kinder und alten Männer mussten die Arbeiten auf den Bauernhöfen stemmen – gibt es eine kleine Anekdote:

Die ausländischen Kriegsgefangenen waren in Großengsee in einem Lager (Scheunengebäude) untergebracht. Es war ein ständiger deutscher Bewacher mit Gewehr bei ihnen. Sie hatten ein gutes Verhältnis zu ihm. Am Tag mussten sie bei den Bauern helfen. Eines Abends haben sie den Aufseher zum Essen eingeladen. Dem Eingeladenen schmeckte es sichtlich. Nach dem Essen fragte der Bewacher, was das für gutes Fleisch war. Die Gefangenen antworteten: Es war ein junger, herumstreunender Hund. Darauf wurde es dem Eingeladenen übel im Bauch und er musste das Weite suchen.

Am 9. November 1989 wurde die „Berliner Mauer“ geöffnet. Vorher waren aber auch schon viele Bürger der ehemaligen DDR über Prag, Warschau und Ungarn geflüchtet. Einer von ihnen war ein Dachdecker aus Görlitz. Er fand in Gsee Wohnung, Arbeit und die große Liebe.

In Großengsee gibt es auch noch sieben weit über 100 Jahre alte, große Linden. Es sind Sommerlinden mit großen, beidseitig behaarten Blättern. Eine sehr große Linde stand am Dorfplatz beim Anwesen Hopfengärtner/Busch. Sie musste 2018 wegen Krankheit (innen stark gefault) abgetragen werden. Die großen Linden blühen im Frühjahr herrlich und der Duft der Lindenblüten zieht die Bienen in Massen an. Bis ungefähr 1955 wurden die Lindenblüten auf sehr langen Holzleitern gepflückt, getrocknet und in Nürnberg an den Wurzelsepp am Hauptmarkt oder an Apotheken als Tee verkauft.

Die Linden spenden im Sommer Schatten, liefern viel Sauerstoff, reinigen die Luft und lassen im Herbst eine Riesensmenge buntes Laub fallen.

Es gab damals noch keine geteerten Straßen, keine Autos, dafür viele Mopeds (Vicki, Avanti, Kreidler) und Motorräder (NSU, Triumph, Viktoria, Max, Zündapp).

Salz, Zucker, Reis, Linsen und Essig kaufte man lose im Dorfladen. Das Bier holten meist die Kinder im Krug beim Wirt und probierten es unterwegs.

Während und nach dem Zweiten Weltkrieg konnte man keinen oder nur ganz wenig Zucker kaufen.

Die Leute haben sich damals aus Zuckerrüben (ca. 15% Zuckergehalt = Saccharose) einen dunkel-braunen, zähflüssigen, süßen Zuckerrübensirup gekocht. Man verwendete ihn als Brotaufstrich, mit Wasser verdünnt als Limo, für Soßen und zum Braten.

Ein altes Rezept zum Ausprobieren:

Ende Oktober fünf bis sechs Zuckerrüben vom Zuckerrübenbauern Meier in Reingrub oder beim Stiegler in Steinsittenbach kaufen, die Rüben ganz sauber waschen, mit einem scharfen Messer klein schnitzeln, in einem Topf mit etwas Wasser weichkochen, im Kartoffelsäckchen o. ä. gut auspressen oder im Entsafter entsaften und dann den Rübensaft unter ständigem Rühren einkochen bis er zähflüssig und dunkelbraun ist. Der Sirup ist wohlschmeckend und nahrhaft.

Das tägliche „große Geschäft“ erledigte man auf dem Plumpsklo. Das erste WC (Clo mit Wasserspülung) wurde 1955 eingebaut.

Von wegen bei der Freundin übernachten, da war die Devise: „Ja nicht erwischen lassen!“. Heimlich musste man sich aus dem Haus schleichen oder durchs Fenster aussteigen.

Die Hebamme wurde für die Hausgeburt mit dem Pferdewagen oder dem Motorrad geholt.

Zum Haarschneiden ging man zum Hirten-Girgl oder zum Partes-Emil. Es gab da aber auch schon ultrakurze

Haarschnitte, wie Igelchnitt, Kahlschnitt (Rasur) oder auch den Fassonschnitt. Dem Girgl floss manchmal der Schweiß von der Stirn aus Angst, dass er ein paar „Steffala neischneid“.

Das Milchgeld von der Molkerei wurde monatlich beim Körbers Schorsch in der guten Stube ausbezahlt. Er hatte ein großes Bauernhaus mit offenem Kamin. Man konnte von der Küche bis in den Himmel hinaufschauen. Weit oben im Kamin hingen die Würste und der Schinken zum Räuchern. Das Milchgeld holten meist die Frauen, denn die Männer machten heimwärts oft einen Umweg über das Wirtshaus und konnten nicht mehr den vollen Betrag in die Haushaltskasse abliefern. Es war meist die einzige Einnahmequelle für die Familie. Besser hatten es da die Junggesellen.

Es war früher selbstverständlich, dass von jedem Haus mindestens eine Person Sonntag früh zum Gottesdienst in die Kirche ging. Fast jede Familie hatte seinen mit zwei Buchstaben beschrifteten Stammplatz. Es fiel sofort auf, wenn ein Platz leer war. Zum Kirchgang zog man sich sein bestes Kleid oder den dunklen Anzug mit weißem Hemd und Krawatte an.

Zu den Rinderzuchtbetrieben mit ca. fünf bis 15 Milchkühen kam monatlich einmal früh und abends der Milchwieger. Dies war jahrelang Christian Mößner. Er wog die Milchmenge und nahm Fettproben von der Milch jeder einzelnen Kuh, um die züchterische Leistung im Zuchtbuch festzuhalten. Das Melken von Hand oder mit der kleinen Melkmaschine dauerte relativ lange, und so musste der Milchleistungsprüfer oft wieder aufgeweckt werden, da er beim Warten eingeknickt war.

Die noch warme Milch wurde früh und abends in Alukannen ins Milchhaus getragen, dort gewogen, in größere Kannen umgefüllt und gekühlt. Nach dem „Milchtragen“ wurde über das Wetter, den Nachbarn und über Gott und die

## Die Fundgrube auch als Sammelband erhältlich!

Sammelband 1 (1992–1994)  
Sammelband 2 (1995–1997)  
Sammelband 3 (1998–2001)  
Sammelband 4 (2015–2021)



Erhältlich **NUR** im Servicecenter der Pegnitz-Zeitung

**Pegnitz-Zeitung**

Lauf, Nürnberger Str. 19  
Tel. 09123/175 150



Abb. 2: Berge von Schnee in der Ortsmitte in den 1970er Jahren.

Foto: Christian Möbner/Irmgard Pasler

Welt geredet. Jeder wusste über jeden Bescheid. Und wer abends noch Durst hatte, ging danach ins Wirtshaus zum Karteln.

Da jede Kuh einmal im Jahr ein Kalb bekommen sollte, um weiter viel Milch zu produzieren, hielt man in jedem Dorf einen gekörten (= geprüften) Deckbulle zum Decken der Kühe. Dazu wurden die Kühe, wenn sie rinderten, einzeln zum Bullen geführt. Der stand lange Jahre im Stall von Familie Herbst, dann bei Schmidt (Rothenbauer) und zum Schluss bei Familie Schmidt (Hosn). Heute werden die Kühe alle künstlich mit eingefrorenen Samen besamt.

Einige Bauernhöfe hatten einen Kettenhund. Die relativ großen Hunde waren an einer langen, dünnen Kette oder einem Seil angebunden und konnten über den ganzen Hof laufen, um diesen zu bewachen. Zum Schlafen hatten sie im Freien eine Hundehütte aus Holz. Sie bellten oft lange, wenn der Postbote oder ein Hausierer sich näherte.

Die gemästeten Kälber, Rinder und Schweine, die nicht selber genutzt wur-

den, wurden entweder vom Metzger abgeholt oder von zwei Viehhändlern aus dem Dorf mit dem Viehwagen (erst mit Pferden, später mit dem Schlepper) nach Simmelsdorf zum Bahnhof gebracht. Dort stand einmal die Woche ein Viehwaggon, mit dem die Tiere in den Schlachthof nach Nürnberg gebracht wurden.

Bis in die 1970er Jahre gab es fast jeden Winter strengen Frost und viel Schnee (bis 60/70 cm). (Abb. 2) Einmal hat es bis tief in die Erde gefroren. Dabei platzten viele Wasserleitungen oder waren lange Zeit eingefroren, so dass die Leute kein fließendes Wasser hatten.

Solange es keine großen Schneeräumfahrzeuge gab, mussten die Männer sehr früh mit Schaufeln, V-förmigen, hölzernen Schneepflug und Pferden, und später mit dem Unimog vom Weiß Hans aus St. Helena raus zum Schneeräumen und -schaufeln. Benachrichtigt wurden sie vom Gemeindediener Hansgirsch Sponsel, der mit der Gemeindeglocke durchs Dorf lief und zum Einsatz aufrief. Für die Kinder und Skifahrer war der Schnee, der oft von Ende Novem-

ber bis Ende März lag, eine willkommene Sache. Man konnte am Anger, in der Kaufmannsleite, auf der Mähwiese in Ittling und in der Mühlleite, wo sogar manchmal ein abbaubarer Skilift stand, Schlitten und Ski fahren. Für die größeren Kinder und auch Erwachsenen war es ein Highlight mit dem großen Ziehschlitten (mehrsitzig) vom „Steinernen Hübbele“ (alte Straße von Winterstein) bis zur Ortsmitte herunterzudonnern.

Bei der ca. alle drei Jahre durchgeführten Feuerschau kontrollierte der „Schlotfeger“ (Bezirkskaminkehrermeister) zusammen mit dem Bürgermeister, dem Feuerwehrkommandanten und der Gemeindeschreiberin in jedem Haus die Feuerstätten auf Brandgefahr. Besonders legte man Wert, dass in jeder Auto- und Schleppergarage das gelbe Schild hing: „Vorsicht bei laufendem Motor – Vergiftungsgefahr!“

Zu der Zeit galt der Schlotfeger auch schon als „Glücksbringer“. Zu Weihnachten oder Neujahr bekam er nach dem Schlotfegen in jedem Bauernhaus eine Handvoll frischer Eier. Die wickelte er in ein wenig Zeitungspapier, nahm seinen großen, schwarzen Zylinder vom Kopf und verstaute die Eier darin. Er senkte seinen Kopf ganz nach unten und stülpte den mit Eiern gefüllten Zylinder wieder über seinen Kopf. Die vielen Eier, die er mit nach Hause brachte, wurden zur längeren Haltbarkeit in einen Steinguttopf mit „Wasserglas“ gelegt. Dies machten auch die Bauern im Herbst, damit sie im Winter, wenn die Hühner keine Eier mehr legten, frische Eier hatten. Mancher bewahrte die Hühnereier auch in gelöschem Branntkalkbrei auf oder vergrub sie im Getreidehaufen am kalten Getreideboden, damit sie länger hielten.

Einmal hatte der Schlotfeger seinen Zylinder ziemlich vollgestopft mit Eiern und wollte gerade zum Nachbarn ins Haus, als er auf einer Eisplatte ausrutschte und der Zylinder auf den Boden fiel. Die Hälfte seiner schönen Hühnereier zerbrach. Die Guten konnte er noch einsammeln, doch den Rest der zerbrochenen Eier holten sich geschwind eine Schar Hühner mit ihrem Hahn, die gerade auf dem nahen Misthaufen scharrten. Sie dachten sicherlich: „So einen Eierbloz gibt es nicht alle Tage!“

Anfang jedes Monats kam der „Lichterter“. Er ging einfach in das meist offenfertigende Bauernhaus und schrie laut: „Der Lichterter!“ Er ging dann die Treppen hinauf, las den Stromzähler ab und schrieb auf einen kleinen Zettel die monatliche Stromrechnung. Dieser Mann vom Überlandwerk (EVO) hatte eine große Ledertasche umhängen und kassierte sofort die Rechnung.

Wenn kein Geld im Haus war – und das kam damals häufiger vor – versteckte man sich. Es sei denn, man hatte ihn schon kommen sehen und rechtzeitig die Haustüre verriegelt. Der gute Mann musste dann nochmals nach zwei bis drei Tagen wiederkommen, um zu kassieren. Ähnlich erging es auch der „Käthli“, die für die freiwillige Krankenversicherung monatlich die Beiträge kassierte. Viele Bauern waren weder renten- noch krankenversichert; die Pflichtversicherung kam erst 1954 (Rentenversicherung) bzw. 1972 (Krankenversicherung).

Jedes Dorf hatte bis in die 1970er Jahre seinen eigenen Schuttplatz in einer Senke oder Vertiefung meist im Gemeindewald. Es gab noch keine staatliche Müllabfuhr. Die Abfallmengen waren damals aber auch noch gering. Es gab fast kein Plastik, keine Reklamschriften, keine Verpackungen; Kleidung und Schuhe wurden lange getragen und an die jüngeren Geschwister weitergegeben. Löchrige Emailtöpfe wurden vom Barths Erich mit dem Karbidbrenner geflickt. Zeitungen brauchte man zum Anschüren des Kochherdes und als Toilettenpapier.

Die amerikanischen Streitkräfte (Amis) hielten regelmäßig fast jedes Jahr im Herbst/Winter oft zusammen mit der Bundeswehr große Manöver in unserer Gegend ab. Es wackelten die Fensterscheiben und die Hauswände vibrierten, wenn die großen Panzer sich durch die engen Straßen des Dorfes drängten. Es donnerten oft tagelang Düsenjäger über die Ortschaft und Hubschrauber landeten. Es wurden die schmalen Straßen oft beschädigt und es entstand Flurschaden in den Äckern und Wäldern. Die Kinder hatten natürlich viel Interesse, es gab viel zu schauen. Man konnte seine wenigen Englischkenntnisse anwenden und bekam von den Soldaten oft Kekse, Schokolade und – ganz gut – Trockenmilch in kleinen Beuteln.

Nach dem Zweiten Weltkrieg sah man oft Männer, denen durch schwere Kriegsverletzungen Arme oder Beine fehlten. Sie trugen meist aus Holz und Stahl gefertigte Prothesen. Der Mann unserer ehemaligen „Postlerin“, Erich Barth, hatte auch eine Beinprothese. Damit er seine Familie mit einem Auto transportieren konnte, hatte er einen DKW-Kombi mit Holzaufbau (Dachstreben+Dach) auf Handbedienung (Kupplung, Bremse und Gaspedal) selbst umgebaut. Er war ein guter, flotter Fahrer. Zum Beispiel fuhr er einmal bis zur Insel Fehmarn (Ostsee). Eines Tages wollte er einige Bekannte zu einer Beerdigung Richtung Leinburg chauffieren. Die Straße Richtung Naiferthal war

zu dieser Zeit noch nicht geteert, jedoch frisch mit Schotter aufgeschüttet. Er fuhr also den Buckelstein runter, doch in der scharfen Rechtskurve packten die Bremsen nicht richtig. Der Erich schrie noch „Halt's eich ah!“ und schon überschlug sich das Auto seitlich. Zum Glück standen den Hang runter viele Schlehenstauden, die den Aufprall minderten. Das Auto blieb mit abgerissenem Holzdach liegen, die Insassen wurden nur leicht verletzt und konnten sich selbst aus der misslichen Lage befreien. Die Kurve aber, die hatte jetzt einen neuen Namen: „Die Barthscurve“. Sie wurde später mit Leitplanken versehen.

Seit einigen tausend Jahren fließt immer gleichmäßig glasklares, kaltes (8°C) Quellwasser aus der Naiferquelle. Die Schüttung betrug bei einer Messung im Jahr 1907 ca. 100 Sekundenliter. Heute wird vermutet, dass nur noch die Hälfte Wasser aus der Quelle fließt. Die alte Straße ins Naifertal war sehr schmal und kurvenreich und führte direkt oberhalb der Quelle in einer engen Kurve um diese herum. In den 1950er Jahren hat mal ein Kohlenhändler aus Simmeldorf seinen kleinen LKW voll beladen mit Kohlen in die Quelle geworfen. Doch die vielen Eierkohlen wurden trotz des vielen Wassers nicht weiß.

In den 1970er Jahren zogen bei uns nur ganz vereinzelt Wildschweine durch unsere Fluren und Wälder. Im Winter bei Neuschnee konnte man sie dann an den Spuren, die sie hinterließen, finden. Eines Morgens – es hatte über Nacht 20 cm geschneit – kitzelte es dem alten Fritz aus Wildenfels vom Ennerlashof unter der Haut und er dachte: „Heute muss ich raus, um die Schweine zu spüren.“ Er stapfte mit seinen hohen Filzstiefeln, langem Lodenmantel, Zipfelmütze und Stock außen um einige Waldstücke herum, um Spuren zu finden. Er sah viele Hasenspuren, Spuren von Rehen, eine Fuchsspur – gerade, wie mit einem Lineal gezogen – und schließlich eine Spur von was Größeren. Es war die Spur eines großen Keilers, welche in den Wald hineinführte. Er dachte: „Jetzt muss ich leise sein.“ – und stapfte um das ziemlich dichte, zum Teil auch steile, mit einzelnen Felsen bestückte Waldstück herum. Und tatsächlich: Es ging keine Sauspur heraus.

Schnell lief er zum Schorsch, dem Jagdpächter in Großengsee, der daraufhin gleich sieben bis acht Jäger und ca. zehn Treiber zusammentrommelte. Der Schorsch nahm auch seinen großen Jagdhund mit, den „Falk“. Die Jäger mit ihren Gewehren (Brenneke oder Kugel) umstellten ganz leise das Waldstück. Die Treiber fingen von einer Seite des Waldes an mit ihren Stöcken an die

Bäume zu klopfen und laut „Huu, Huu“ zu schreien. Außen herum war es still und bei den Jägern stieg der Blutdruck und die Anspannung wuchs. Da – plötzlich bewegte sich was im Gebüsch. Der Gottfried riss das Gewehr hoch und schon krachte es. Dann war es eine Zeit lang still. Als die Treiber näherkamen, rief einer laut: „Der Falk! Der Falk is hii!“ Und tatsächlich, der Gottfried hatte den grauschwarzen Falk mit dem Keiler verwechselt.

Trotzdem zogen die Treiber weiter, bis einer rief: „Da stinkt's so komisch. Da muss er sein!“. Und wirklich, in einer kleinen Fichtenbrut (Dickicht) hatte der Keiler sich zum Schlafen gelegt. Als er die Treiber kommen sah, sprang er auf und raste in Richtung Waldrand. Der Girgl und der Ludwig funkten, konnten ihn aber nicht verwunden. Zum Glück hatte der Hans einen besseren Stand und traf den schnaubenden Keiler mit seinem Schuss voll auf das Blatt (hinter der Schulter)Kar!

Der Keiler stürzte, überschlug sich im Schnee, war aber noch nicht gleich mausetot. Der Lenz musste ihm noch mit seinem Messer den letzten Stoß geben.

Dem erlegten Keiler wurde ein Fichtenzweig als letzten Bissen ins Gebrech gelegt. Es war wegen dem toten Falk aber ein trauriges Jagdende. Dennoch wurde der Jagderfolg im Wirtshaus noch etwas gefeiert. Über diese Saujagd wurde in Gsee lange gesprochen und diskutiert.

Unser ehemaliger schon lange verstorbener Nachbar, der Körber Schorsch behauptete immer, er besitze das „Siebte Buch Moses“, und damit könne er das Wetter machen. Wenn er schönes Heuerntewetter bestellt hatte und es regnete dann aber, sagte er, es wäre eine böse Frau durch seinen Hof gegangen und die hätte die ganze Sache verhext. Hexenglaube gab es früher öfters.

### **Lausbuben- und Wirtshausgeschichten**

In den 1950er und 1960er Jahren hatten die Jugendlichen noch keine Autos, es gab keinen Fernseher, keine Handys und auch keine Fitness-Studios. Vor lauter Übermut und/oder Langeweile hat man sich dann so manchen Streich ausgedacht. Auf den Kirchweihen und in den kleinen Tanzsälen, die es fast in jeder Ortschaft gab, wurde oft schwer gerauft (meist um ein Mädchen).

Im Dorf wurde schon mal in der Nacht vor der Hausschlachtung bei einem Bauern die Saustalltür aus den Angeln gehoben. Am nächsten Tag in der Früh musste das halbe Dorf nach der Sau suchen.

Oder die Burschen haben dem Hans nachts während seines Wirtshausbesuches sein Goggomobil (kleines Auto) hochgehoben und Backsteine untergelegt, so dass die Räder in der Luft waren.

Ein hölzerner Leiterwagen wurde in seine Einzelteile zerlegt und so hinter der Scheune versteckt.

Dem Lehrer, er wohnte im 1. Stock des Schulhauses, haben sie unten am Seil der Bimmelglocke eine Wurst fest angebunden. Dann holten sie nachts den Hund „Leo“ vom Nachbarhof. Der sprang immer wieder nach der Wurst hoch und klingelte so mehrmals den Lehrer aus dem Schlaf. Der Lehrer holte daraufhin seinen Fotoapparat und blitzte die vermeintlichen Lausbuben. Doch auf dem Beweisfoto schaute ihn nur der „Leo“ treuherzig an.

Einmal wettete man mit dem Konrad (Friedelbauer), er würde sein großes Kaltblutpferd nicht in die damals noch kleine Wirtshausstube bringen. Dieser ging sofort heim, holte den „Seppi“ und führte ihn am Halfter in die Wirtshausstube. Er hatte die Wette gewonnen. Als Preis gab es 10 Liter Bier in der Milchkanne, welches gemeinsam getrunken wurde. Der geduldige Gaul musste sich mit ein paar Karotten zufriedengeben.

Nach dem „Milchtragen“ abends hatte so mancher Bauer noch Durst und ging

ins Wirtshaus. Die leeren Milchkanne ließ man so lange vor dem alten Milchhaus stehen. So manches Mal waren die Kannen nach dem Wirtshausbesuch verschwunden. Den Bauern blieb dann nichts anderes übrig, als in der dunklen Nacht (damals gab es noch keine Straßenbeleuchtung) ihre Kannen zu suchen.

Einen Stammtischbruder haben die Burschen immer damit geärgert, sie würden seine schöne, freistehende große Fichte im Loch (Flurname) absägen. Dazu ließen sie im Hof des Wirtshauses die Motorsäge laufen. Der Hans hatte natürlich große Sorge um seine Fichte und stürmte nach draußen. Doch zur Beruhigung: Die majestätische, große Fichte steht auch heute noch!

Einmal hatten am Jägerstammtisch, den es damals noch regelmäßig gab, ein paar Jäger einem wissbegierigen, neugierigen Zeitungsschmierer (Reporter) einen „Bären aufgebunden“. Sie erzählten sich ganz glaubwürdig folgende Geschichte:

„Hej, houst schou khährt, dah Fritz vo Willnfels haott bei Neischnej zwa Marder gspurt. Si hamm si in ah Feldscheina versteckt khappt. Daraff hie hamm si ah poor Jächer mit ihre Schrouflintn um dj alte Hittn rummgstellt und zwa Treiber versouchten di Marder aus dä Hittn zu treim. Doch dej Frecker hamm si im Strouh versteckt khabbt und senn

nitt raus kumma.„ Zündt dej Hittn doch ah!“ schrie dann anner. Gsagt, getan und schou stieg da Rauch ausm Giebel und ah poor Breder hamm zum brenner ahgfangt. Ah Marder is dann afs schnejbedeckte Doch naf gsprunga. Und schou haots kracht und dah Marder is vom Doch ropurzelt. Dah zwoate Marder is dann unterm Doch raus kumma, affd Wiesn noh gsprunga und hätt in Wold nieber gwollt. Doch ah Jächer hout nouch gschossn und da Marder is ah gleich liegn bliem und woar gleich hie. Bloß schoad um dij alte Hittn, die is natirli goa obbrennt.“ (Abb. 3)

Soweit die erfundene Geschichte. Am nächsten Morgen stand sie schon in den „Nordbayerischen Nachrichten“. Als der Reporter erfuhr, dass er einem „Jägerlatein“ aufgesessen war, wurde er sehr zornig. Von nun an machte er um die Jäger immer einen weiten Bogen. Man sieht, auch damals gab es schon „Fake News“!

Bis in die 60er Jahre holte der „Kunzmanns Hensl“ aus Hiltpoltstein das Alteisen in den Dörfern von den Bauern ab. Er war Alteisenhändler und sammelte den Schrott mit einem alten Einzylinder Deutz-Schlepper mit kleinem Anhänger ein. Zur Brotzeit pupperte der unverwüstliche kleine Bulldog schon mal ein paar Stunden vor dem Wirtshaus pupp-pupp-pupp-pupp.

In den 1950er Jahren hatten die Polizisten noch keine Autos. Sie kamen zu Fuß oder mit dem Fahrrad von Hiltpoltstein, um für Ordnung zu sorgen oder um Streitigkeiten zu schlichten. Später kamen sie mit einem VW-Käfer von Gräfenberg. Es wurde zu der Zeit im Wirtshaus oft und vor allem sehr lange – bis 2 oder 3 Uhr nachts – gekartelt. Sperrstunde war aber schon um 1 Uhr. Zu diesem Zeitpunkt musste das Wirtshaus geschlossen und dunkel sein. Die Polizei kontrollierte dies regelmäßig und man musste beim Überziehen 5 DM be rappen. Um dies zu verhindern, lauschte man schon kurz nach 1 Uhr, ob sich nicht ein VW-Käfer dem Wirtshaus näherte. Dann wurden schnell die Lichter gelöscht, die Wirtshausstür verschlossen und sich still verhalten. Die Polizei fuhr wieder weiter und man kartelte weiter. Doch manches Mal kamen die grünen Freunde nach einer halben Stunde wieder, diesmal etwas leiser, und kassierten alle Kartelbrüder und den Wirt (bzw. die Wirtin) ab.

Einmal ist ihnen der Hufners-Hans aber doch durch die hintere Wirtshausstür ausgeschlitzt. Der eine Polizist rief: „Halt, stehenbleiben oder ich schieße!“ Der Hans kümmerte sich nicht; rief zurück: „Heit wird nimmer g'halten!“ – und wackelte weiter Richtung heimwärts.



Abb. 3: Die Jäger Fritz und Karl aus Großengsee mit ihrer Beute, ca. 1976.

Fotograf unbekannt

# Vor 101 Jahren: Lauf druckt sein „eigenes Geld“

von Norbert Weber

Auf den 20. September 1923 datieren Geldscheine über eine bis zig Millionen Mark. Sie zeigen Laufer Stadtmotive und die Unterschriften des damaligen Bürgermeisters Hans Schmidt sowie des Stadtkassiers Georg Mathias Wild.

Auslöser dafür, dass die Stadt Lauf – einmalig in ihrer Geschichte – eigene Geldscheine drucken ließ, war die Hyperinflation. Bereits im Verlauf des 1. Weltkrieges war die Inflation in der Weimarer Republik immer deutlicher zu spüren. 1923 entwickelte sich diese Geldentwertung so rasant, dass deutschlandweit mehr als 5.800 Städte, Gemeinden und Unternehmen mit der Herausgabe eigener Notgeldscheine reagierten.

<sup>1</sup>Der Gegenwert von Alltagswaren war in Geldscheinen nur noch in Waschkörben zu transportieren – was vor dem Druck der „Notgeldscheine“ tatsächlich zum Alltagsbild der damaligen Zeit gehörte.

Obwohl die Deutsche Notenbank im Sommer 1923 den 500.000-Mark-Schein als neues höchstes Zahlungsmittel einführte (ein Jahr zuvor war dies noch der 1.000-Mark-Schein gewesen), war auch mit diesem das Problem schon bald nicht mehr zu lösen. Es musste schnell gehen – um Zeit zu sparen, ließ man lokal drucken<sup>2</sup> und verzichtete auch in Lauf darauf, die Geldscheine zeitaufwendig auch rückseitig

zu bedrucken. Mit jedem zusätzlichen Liefertag verloren die Scheine wieder an Wert.

Kostete die Maß Bier am Kunigundenfest Anfang Juli 1923 in Lauf „nur“ 2.000 Mark, waren bei der Herausgabe dieser ersten Notgeldscheine Ende September 1923 schon rund 10 Mio. Mark für einen Liter Bier im Fränkischen zu bezahlen.<sup>3</sup>

Das Porto für einen einfachen Inlandsbrief („Fernbrief“) war von 15 Pfennig (bis Ende September 1919) in mehreren Anpassungen stetig gestiegen und betrug ab 1. September 1923 75.000 Mark. Drei Wochen später, bei Herausgabe der ersten Laufer Geldscheine war es auf 250.000 Mark angestiegen.<sup>4</sup>

Tag für Tag verlor das Geld an Wert. Wer es nicht sofort ausgab, konnte es bald verbrennen. So hob auch die Stadt Lauf den Wert der weiter gedruckten Geldscheine immer wieder an: Die 100 Millionen Mark-Scheine vom 1. Oktober 1923 (Briefporto ab 1.10.1923: 2 Mio. Mark), wurde durch 20 Milliarden Mark-Scheine am 25. Oktober ersetzt (Briefporto ab 20.10.1923: 10 Mio. Mark), dann durch 50 Milliarden Mark-Scheine am 5. November (Briefporto ab 5.11.1923: 1 Mrd. Mark), 100 Milliarden Mark-Scheine am 8. November und 500 Milliarden Mark-Scheine am 15. November 1923 (Briefporto ab 12.11.1923: 10 Mrd. Mark).

Am Ende des Spuks war der Laufer Bierpreis, wie Ewald Glückert schreibt, am 20. November 1923 bei 520 Milliarden Mark für eine Maß angekommen.<sup>5</sup>

Die Einführung der Rentenmark beendete die Hyperinflation und auch das Geldrucken in Lauf. Zum 1. Dezember 1923 wurde das Porto für einen Inlandsbrief deutschlandweit auf 10 Rentenpfennige herabgesetzt und lag damit unter dem Preis vom 1. August 1916 – der von vielen als Beginn der Inflation angesetzt wurde.<sup>6</sup>

Die Notgeldscheine hatten damit ihren Wert endgültig verloren. Sie waren Altpapier und wurden im großen Stil eingestampft, oder von Kindern als Spielgeld verwendet. Einige der Laufer Notgeldscheine sind in den Städtischen Sammlungen im Stadtarchiv erhalten geblieben. (**Abb. 1**)



Abb. 1: Kompletter Satz der in Lauf 1923 ausgegebenen Gutscheine und Notgeldscheine.

Foto: Stadtarchiv Lauf, Zeitgeschichtl. Slg. 1919/45, II/15

- 1 Michael Kunzel: *Deutsches Historisches Museum Berlin. Veröffentlicht unter LEOM, Lebendiges Museum Online: Weimarer Republik > Innenpolitik > Die Inflation > Die Hyperinflation 1923*; <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/weimarer-republik/innenpolitik/inflation-1923.html> (letzter Zugriff: 31.07.2024).
- 2 *Die Laufer Notgeldscheine wurden von Zerress & Co. in Nürnberg gedruckt.*
- 3 *Am 1. Oktober 1923 zahlte man 10 Millionen Mark für 1 Liter Forchheimer Bier. Siehe Ewald Glückert: So feiern wir in Lauf. 200 Jahre Kunigundenfest (ZeitenLauf Bd. 6). Oschersleben 2007, S. 86./ Konrad Kupper: Forchheimer Bierpreise im Laufe der Jahrhunderte, in: Frankenland – Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege, 1965, Heft 3, S. 112. ([http://frankenland.franconia.uni-wuerzburg.de/login/data/1965\\_36.pdf](http://frankenland.franconia.uni-wuerzburg.de/login/data/1965_36.pdf), S. 1.)* (letzter Zugriff: 31.07.2024).
- 4 *Belege der Inflationszeit; Infla-Berlin, Verein der Deutschlandsammler e.V.; [https://www.infla-berlin.de/14\\_Inflationsbelege/Inflationsbelege.php](https://www.infla-berlin.de/14_Inflationsbelege/Inflationsbelege.php)*; letzter Zugriff: 31.07.2024, (künftig: Infla-Berlin, Inflationszeit).
- 5 *Ewald Glückert: Aufbruch in eine neue Zeit. Vier Epochen der Laufer Geschichte (ZeitenLauf Bd. 4). Oschersleben 2004, S. 112.*
- 6 *Infla-Berlin, Inflationszeit (wie Anm. 4).*

# Zur Geschichte des Gesangvereins Heuchling

von Ewald Glückert



Abb. 1: Gruppenfoto des Gesangvereins Heuchling im Jubiläumsjahr 1953.

Foto: Stadtarchiv Lauf, L 17

**Heuchling mit seiner bayerischen Endsilbe „-ing“ ist wohl der älteste Ort unseres heutigen Stadtgebiets, auf jeden Fall viel älter als das große Lauf, das wohl ursprünglich auf einem Teil der Heuchlinger Gemarkung entstanden ist.**

Werfen wir einige kurze Streiflichter auf das Gründungsjahr des Gesangvereins 1903 und auf das, was damals geschah, damit wir diesen örtlichen Fixpunkt ein wenig einordnen in das große Gefüge. Im selben Jahr wird in München das Deutsche Museum der Naturwissenschaft und Technik gegründet. Es ist Reichstagswahl und die Zentrumspartei wird mit 100 Sitzen zur stärksten Fraktion gewählt, gefolgt von der SPD mit 81 Mandaten. Die Firmen Schuckert & Co. und Siemens schließen sich zum Siemens-Schuckert-Konzern mit Sitzen in Nürnberg und Berlin zusam-

men. 30.000 Sportler versammeln sich zum bis dahin größtes Turnfest in Nürnberg. 1903 werden im Königreich Bayern erstmals Frauen zu allen universitären Studiengängen zugelassen. Blicken wir etwas mehr in unsere Nähe: In Lauf wird die Filialkirche der katholischen Pfarrei Neunkirchen a. Sand ihrer Bestimmung übergeben. Dieses Gotteshaus sollte auch die geistliche Heimstätte der damals noch sehr wenigen Heuchlinger Katholiken werden. Am 3. Januar, nur wenige Tage vor der Gründung des Heuchlinger Gesangvereins, wurde am Galgenbühl in Lauf das Distriktkrankenhaus eröffnet: die erste moderne Krankenanstalt im Laufer Bezirk, die auch den Heuchlingern als Klinik gedient hat.

Doch wie sah es damals in Heuchling selbst aus?

Von alters her war Heuchling ein Dorf mittlerer Größe, eigentlich ein Ort wie viele andere in unserer fränkischen Heimat. Im Gründungsjahr des Vereins 1903 zählte man 54 Anwesen. Im Lauf von 75 Jahren war der Ort daher gerade mal um elf Häuser gewachsen. Vor allem lebten hier Landwirte und kleine Handwerker: in etwa 290 Menschen. Ackerbau und Viehzucht spielten eine Rolle, der Gemeindegirte Johann Georg Maulwurf trieb noch das Vieh aus. Teichwirtschaft und Hopfenbau waren ebenfalls von Bedeutung, Reste der überkommenen Tracht wurden damals noch getragen, althergebrachte Sitten wie die Kirchweih und das Abbrennen des Osterfeuers bewahrt, wie auch heute noch. Sandstein- und Fachwerk-

häuser scharten sich um den alten Herrensitz, der schon damals nur noch von seiner einstigen Bedeutung als Zentrum einer adeligen Grundherrschaft träumte.

Zwei Gastwirtschaften bildeten die Zentren des geselligen Lebens. Hier kehrten auch die Nachbarn aus Lauf, Dehnberg und Neunkirchen ein, wenn sie ihr Weg durch den Ort führte. Beliebt war im Winter die Rodelbahn am Heuchlinger Berg, betreut vom örtlichen Verschönerverein. In einer Anzeige im „Laufer Tagblatt“ im Jahr 1909 wird diese Rodelbahn unter der Überschrift „Winter in Bayern“ als „herrlichste Bahn in nächster Nähe“, nämlich 25 Minuten von Lauf entfernt, gepriesen. Einen besonderen Service stellten der „Rodelverleih“ und „warme Speisen und Getränke in der Blockhütte“ dar, Heuchling – ein Winterparadies. Recht fortschrittlich war Heuchling bereits um 1900, besaß es doch eine öffentliche Beleuchtung in Form von einigen Petroleumlaternen, die von dem Gemeindediener und Laternenanzünder Michael Dorn betreut wurden.

Heuchling war ein Dorf, kein Pfarrdorf, kein Filialort, nicht einmal ein Schulort und die wichtigen Verkehrswege, die Reichs- und spätere Staatsstraße 14 sowie die Bahnstrecke von Nürnberg nach Bayreuth bzw. Hof, führten am Ort vorbei, ohne von ihm besondere Notiz zu nehmen. In vielen Bereichen war Heuchling auch damals bereits nach Lauf orientiert, das ja nur in Sichtweite entfernt lag. Doch Heuchling war selbständige Gemeinde und es entwickelte sich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, befreit von althergebrachten grundherrschaftlichen Bindungen, wie andere Dörfer auch ein neues Gemeinschaftsgefühl, das sich auf gesellschaftlicher Basis durch die Gründung von Vereinen und Stammtischen äußerte. Bereits 1883 entstand als moderne Einrichtung die Freiwillige Feuerwehr. Zu den die Gemeinschaft fördernden Vereinen gesellte sich nun am 11. Januar 1903 auch der Gesangverein unter dem zeittypischen Sängerspruch „Aus deutscher Brust schallt voller Lust des Vaterlandes Hochgesang“. Wenn man sich in den Nachbarorten Simonshofen oder Bullach umsieht, so existieren dort schon teilweise über mehrere Jahrzehnte Gesangvereine und man muss sich fragen, wieso sich die Heuchlinger erst verhältnismäßig spät als sangesfreudig erwiesen haben. Nachforschungen,



Abb. 2: Jubiläumskonzert des Gesangvereins Heuchling zum 50jährigen Bestehen.

Foto: Stadtarchiv Lauf, L 17

ob es vielleicht schon zuvor Ansätze zur Gründung eines Chores gegeben hat, bleiben jedoch bisher erfolglos.

Damaliger Tradition entsprechend, war der neue Chor ein Männergesangverein. 28 Männer haben ihn gegründet. Ende des Jahres 1903 zählte der junge Verein bereits 51 Mitglieder, eine respektable Entwicklung! Den Verein nun als reine Männergesellschaft zu bezeichnen, wäre allerdings nun auch wieder nicht richtig. Gewiss: Wenn es um das Singen ging, dann waren nur die Kehlen der Männer gefragt. Wenn es um die Pflege der Geselligkeit, der Gemeinschaft ging, wurden aber durchaus auch die Angehörigen einbezogen. Von Familienabenden und gemeinsamen Ausflügen ist bereits in den ersten Jahren die Rede. Das gesellige Miteinander spielte eine große Rolle mangels anderer Zerstreuungsmöglichkeiten in der ohnehin kargen Freizeit. Und so braucht es auch nicht zu verwundern, dass der Gesangverein 1912 mit einem Sportverein fusionierte: Sieben Herren des Radfahrer Clubs Heuchling traten dem Gesangverein bei. In diesen Jahren erbrachte die Heuchlinger Gemeinde auch zwei große Gemeinschaftsleistungen. Nachdem es bis dahin nur drei öffentliche und drei private Brunnen gegeben hatte, konnte 1910 eine moderne Hauswasserversorgung geschaffen werden. 1919 erfolgte der Anschluss an das Stromnetz.

Das erste Jahrzehnt im Leben des Gesangvereins kündigt von Aufbau und Wachstum, von beschaulicher Geselligkeit in einer scheinbar vom großen Weltgeschehen entrückten dörflichen Welt. Doch das sollte sich schnell und schmerzlich ändern: Der Weltkrieg, der erste brach aus und beeinflusste schnell das öffentliche Leben. Das Vereinsleben kam zum Erliegen, da die jüngeren Männer zum Militärdienst an der Front eingezogen wurden. Auch der Gesangverein hatte damals Gefangene zu beklagen. Das Kriegsende mit seiner Niederlage raffte die Monarchie hinweg, eine neue Zeit begann unter großen „Geburtswehen“ und Unruhen. Fast paradiesisch muss da der Bericht der Laufer Pegnitz-Zeitung vom 20. Januar 1923 klingen. Es heißt da: Eine beneidenswerte Gemeinde ist unser Nachbarort Heuchling. Dort werden seit Jahr und Tag nicht nur keine Gemeindesteuern erhoben, sondern jeder Bürger erhält alljährlich noch ein hübsches Sümmchen herausbezahlt. Die Gemeinde besitzt ziemlich viel Wald, sodass jedem Bürger bare hunderttausend Mark herausbezahlt wurden.

Nun, so paradiesisch war das dann auch wieder nicht. Sie merken es bereits an

den horrenden Summen: Es war die Zeit der Inflation.

Als Nachbarort des Industriezentrums Lauf wuchs Heuchling in der Zeit, die man die Weimarer Republik nennt, kontinuierlich. Viele Bewohner fanden in den Fabriken der Stadt Arbeit und Brot. 1925 leben bereits 380 Menschen hier in 72 Häusern. Und auch im Gesangverein tat sich was: 1921 entstand neben dem bisherigen Männerchor ein gemischter Chor, dem sich 16 Sängerrinnen anschlossen. Es war die Zeit, in der das Singen in der Gemeinschaft der Geschlechter auch in unserer Gegend immer mehr Verbreitung fand.

Wenn man heute den Niedergang, ja das Absterben traditionsreicher Männerchöre beklagen muss, so war dies im Rückblick damals eine zukunftsweisende Entscheidung.

Einen Höhepunkt im Vereinsleben und damit auch ein besonderes Ereignis im Leben der Dorfgemeinschaft bildete die Fahnenweihe unter der Patenschaft des Gesangvereins Simonshofen im Jahr 1928. Es waren trotz aller äußeren politischen und sozialen Probleme doch auch wieder Jahre der Vereinsblüte im Ort. Man denke an den Pfeifenklub, den Obstbauverein, den Darlehenskassenverein und das Entstehen des Sportvereins 1920, der in seinen Anfängen auch vom Gesangverein mit unterstützt wurde, ein Zeichen guter örtlicher Gemeinschaft!

1941 zählte die Gemeinde bereits 672 Einwohner. Ihre Struktur hatte sich vom rein agrarischen Ort hin zur Wohngemeinde der Angestellten, Arbeiter und Handwerker gewandelt. Das damalige Kreisadressbuch zeigt es deutlich, denn

neben den Landwirten finden wir zunehmend nun auch kaufmännische Angestellte, Buchhalter, Mechaniker, Bürodienner, Bedienstete bei Bahn und Post, Former und Landwirt, Landwirt und Arbeiter, Schreiner und Landwirt. Ein Zeichen dafür, dass die Landwirtschaft allein vielen zum Broterwerb nicht mehr ausreichte. Diese Veränderungen spiegeln sich natürlich auch in der Zusammensetzung der Vereine wider.

Damit sind wir freilich der Zeit bereits vorausgeeilt. 1941 steht die Welt wieder mitten in einem Krieg und Deutschland ist seit Jahren erfasst von der nationalsozialistischen Diktatur. Sie durchdringt unerbittlich alle Lebensbereiche und sie macht auch und gerade vor den Vereinen, diesen wichtigen gesellschaftlichen Trägern, nicht halt. Gleichschaltung und Führerprinzip heißen die Schlagwörter. Der straffen Ordnung des Deutschen Sängerbundes kann sich auch der Heuchlinger Verein nicht entziehen. Seit 1933 hießen die Vorstände des Vereins 1. Führer und Unterführer. Einige Jahre später taucht die Idee auf, das mehr und mehr in Richtung Lauf sich ausdehnende Heuchling mit der Stadt zu vereinigen. 1939 tritt man in Verhandlungen ein, doch der Ausbruch des Krieges stellt solche Überlegungen zurück. Wieder kommt das Vereinsleben zum Erliegen, denn viele Mitglieder werden eingezogen und neun von ihnen kehren nicht mehr zurück. 1945 liegen nicht nur alle Vereinsaktivitäten darnieder, das gesamte öffentliche Leben ist am Ende, auch Heuchling wird von amerikanischen Truppen eingenommen. „Es muss wieder aufgebaut werden. Es heißt weiterarbeiten und weiterzuleben“,



Abb. 3: Die Vorstandschaft des Gesangvereins Heuchling und die Mitglieder des Chores auf dem Weg zur Aufführung anlässlich des 50jährigen Jubiläums 1953. Foto: Stadtarchiv Lauf, L 17



Abb. 4: Konzertaufführung des Gesangsvereins Heuchling unbekanntem Datums.

Foto: Stadtarchiv Lauf, L 17

steht in der Chronik des Gesangsvereins jener Jahre zu lesen. Mit diesen Worten wird das Bedürfnis eines Neuanfangs und der Wille zum Wiederaufbau in allen Bereichen deutlich. Auch der Gesangsverein wird von diesem Willen getragen und beantragt bereits im August 1946 bei der amerikanischen Militärregierung die Erlaubnis zur Wiederaufnahme seiner Arbeit. Ab Oktober 1947 konnte er offiziell wieder als Verein in der Öffentlichkeit wirken.

Die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg verändern Heuchling in einem Maße, wie es nie zuvor in der langen Geschichte dieses Ortes geschehen ist. Noch in den Kriegsjahren hatte sich die in Nürnberg ausgebombte Firma Fahrzeugfabriken Ansbach und Nürnberg, abgekürzt FAUN, auf der Heuchlinger Heide in Nachbarschaft des Bahnhofs

Neunkirchen am Sand, damals noch Schnaittach-Bahnhof genannt, niedergelassen. Nach Kriegsende entwickelte sich das Unternehmen, das sich auf Teilen der Gemarkungen Heuchling und Neunkirchen ausbreitete, zu einem der bedeutendsten Firmen des ohnehin industriell geprägten Altkreises Lauf. Heuchling wurde Industrieort, wenn auch die industriellen Anlagen nicht im Ortsbild selbst in Erscheinung traten. Es musste geeigneter Wohnraum für die in der Industrie beschäftigten geschaffen werden und es musste den aus ihrer Heimat Vertriebenen, unter Ihnen als größte Gruppe die Sudetendeutschen, Bayerns vierter Stamm<sup>1</sup>, Aufnahme geboten und eine neue Heimat geschaffen werden. So wuchs Heuchling mit 1947 bereits 961 Einwohnern beträchtlich, ja dieses Wachstum steigerte sich noch



Abb. 5: Festabend des Gesangsvereins Heuchling zu 60-Jahrfeier im Jahr 1963.

Foto: Stadtarchiv Lauf, L 17

und die Einwohnerzahl verdoppelte sich in den folgenden drei Jahrzehnten! Heuchling wurde mehr und mehr zu einem Ort, in dem sich im eigenen Häuschen in schöner Umgebung und doch nahe an den Arbeitsstätten und am mittelfränkischen Ballungszentrum gut leben ließ.

Der Gesangsverein hat diese Entwicklung miterlebt und begleitet, sie kam ihm ja auch selbst in seinem Bestand zugute. 1953 konnte er sein 50jähriges Bestehen feiern. (Abb. 1-3)

Die Nachkriegszeit und die eben geschilderte Entwicklung des Ortes führten auch eine neue Vereinsblüte herbei, die eine Vielfalt aufweist, wie wir sie sonst in den heutigen Laufer Ortsteilen kaum antreffen. Es entstanden neu die Sudetendeutsche Landsmannschaft, der Verein der Hundesportfreunde, der Reit- und Fahrverein, die Kleingartenanlage des Vereins „Bergfried“, später auch der Schützenverein und zuletzt die Kulturfreunde Heuchling.

Die Entwicklung Heuchlings nach dem Krieg stellte auch die Gemeinde, die Bürgerschaft als Ganzes und die Gemeindeverwaltung vor große Aufgaben. Es musste die über lange Zeit intakte, aber bescheidene Infrastruktur den neuen Anforderungen angepasst werden. Es galt, Baugelände zu schaffen, Straßen zu bauen, Wasserversorgung und Kanalisation zu erweitern. Doch damit war es freilich noch längst nicht getan. Zu einer funktionierenden Gemeinde gehörten auch öffentliche Einrichtungen, die nun Stück für Stück entstanden, zuerst 1951 das Rathaus als Sitz der Gemeindeverwaltung, 1955 die eigene, moderne Schule, die 1966/67 und 1975 erweitert wurde. 1958 konnte ein Friedhof angelegt werden, der bereits 1964/65 eine Vergrößerung erfuhr. 1968 eröffnete man einen gemeindeeigenen Kindergarten, 1966 wurde das neue Feuerwehrgeräte- und Gemeindehaus übergeben, beachtliche Leistungen binnen zweier Jahrzehnte, getragen von einem wachsenden „Wir“-Gefühl einer Gemeinde, die binnen kurzer Zeit aus ganz verschiedenen Bevölkerungsschichten zu einem modernen Gemeinwesen heranwuchs.

Äußeres Sinnbild für das Erreichte war die Verleihung eigener Hoheitszeichen für die Gemeinde Heuchling in Form von Siegel, Wappen und Fahne im Jahr 1966. Man nahm dabei Bezug auf die weit zurück reichende Geschichte des Ortes und man nahm dazu 1975 wiederum Anlass, als Heuchling die 700. Wiederkehr seiner ersten urkundlichen Erwähnung feiern konnte. All diese Einweihungen, Eröffnungen, Übergaben und Jubiläen hat der Gesangsverein

„besungen“. (Abb.4 und 5) Er hat sie in festlicher Weise mitgestaltet und somit dazu beigetragen, sie für alle, die dabei waren, in dankbarer, guter Erinnerung zu behalten. Zu einer guten und bleibenden Tradition wurde auch das 1976 vom Gesangverein angeregte Weihnachtssingen vor dem Rathaus. Und natürlich wirkt er auch stets an der Gestaltung des Osterfeuers und des Volkstrauertages mit.

In den späten sechziger Jahren das nun schon vergangenen Jahrhunderts bahnten sich verschiedene Reformen an, die das Schulwesen, die Verwaltung und die staatlichen Behörden erfasseten. Seit den Zeiten des Grafen Montgelas im frühen 19. Jahrhundert hatte es in Bayern solche einschneidenden Veränderungen nicht mehr gegeben. Schulen, Ämter und Gemeinden hatten das Ende der Monarchie überdauert, leidlich auch die rigorosen Eingriffe des sogenannten „Dritten Reiches“, auch die amerikanische Besatzung hat sich an den vorgefundenen Strukturen orientiert. Nun aber wurde zum Aufbruch in einen modernen Staat geblasen, viele althergebrachte Ordnungen über Bord geworfen und größere Einheiten geschaffen. Nun, die Heuchlinger Schule blieb als Teilhauptschule erhalten, ihr Sprengel erweiterte sich, nachdem die Gemeinde Dehnberg ohnehin von Anfang an dazugehörte, nun um die Gemeinde Dehnberg, um die Gemeinde Simonshofen und für einige Jahrgänge auch auf Bullach. Staatliche Ämter bestanden im Ort nicht, wenn auch der Weg zum nun zuständigen Amtsgericht Hersbruck ungleich weiter war, und das Landratsamt blieb ohnehin im nahen Lauf, ob der Kreis nun Lauf oder Nürnberger Land hieß. Aber zutiefst einschneidend waren doch die Auswirkungen der kommunalen Gebietsreform. Heuchling hätte angesichts seiner Einwohnerzahl von 1978, nämlich 2337 Personen, – Stand 2003 waren 2670 – auch eine selbständige Gemeinde bleiben oder Teil einer Verwaltungsgemeinschaft werden können, die Beispiele von Rückersdorf und Ottensoos zeigen es. Die Neugliederungsvorhaben der Staatsregierung sehen jedoch die Eingliederung in die Stadt Lauf vor. „Kommt herein, ihr reichen Heikler, mir ward'n scho rechd lang aff eich!“, diesen Ausspruch hat die beliebte Heuchlinger Heimatdichterin Käthe Dorn den Laufer Nachbarn damals in den Mund gelegt. Ob die Worte in der Tat einmal so geäußert wurden, mag dahingestellt bleiben, gedacht wurden sie aber wohl schon, oder? Wenn man es ganz objektiv betrachtet, so muss man sagen: Wenn es um Eingemeindungen von Nachbarorten nach Lauf ging, dann bot sich dafür



Abb. 6: Der Festabend zum hundertjährigen Bestehen des Gesangvereins Heuchling im Saal der Gaststätte Wollner am 25. Oktober 2003. Foto: Stadtarchiv Lauf, L 17

wohl kein anderer Ort auf Grund seiner räumlichen Verzahnung so an wie Heuchling. Wetzendorf wäre auch bei Röthenbach denkbar gewesen, Schönberg und Weigenhofen hätten Teil einer Moritzberggemeinde werden können, sämtliche nördliche Stadtteile hätten sich mit Eckenhaid und HERSPERSDORF zu einer Kommune zusammenfinden können, aber Heuchling bot sich wirklich zu einer Verbindung mit Lauf an, es liegt dem Herzen der Stadt am nächsten und es war natürlich auch ein wohlgeordnetes und gut situiertes Gemeinwesen. Trotzdem hat sich der Gemeinderat von Heuchling unter dem ersten Bürgermeister Helmut Reich die Sache nicht leicht gemacht. Man trug Verantwortung für diese Gemeinde, auch für ihren Weg in die Zukunft. So war Heuchling auch die letzte der elf Gemeinden, die den Weg zur Vereinigung mit Lauf beschritt. Am 30. April 1978 endete die jahrhundertealte Eigenständigkeit der

Gemeinde und das Stadtgebiet von Lauf vergrößerte sich um 347 Hektar. Auch diesen so schicksalhaften Markstein der Heuchlinger Geschichte hat der Gesangverein gewürdigt. Er brachte dem letzten in einer sehr langen Reihe von Dorfhauptleuten, Dorfvierrern, Ortsvorstehern und Bürgermeistern, Helmut Reich, ein Abschiedsständchen. Das liegt nun auch schon wieder 46 Jahre zurück! Jener letzte Bürgermeister hat damals der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck gegeben, dass die Heuchlinger Ortsgeschichte künftighin mit der Laufer Stadtgeschichte im positiven Sinne fortgeschrieben werden möge. Sicherlich können wir nach diesen Jahren nun sagen, dass sich diese Hoffnung doch erfüllt hat.

Ein ganz besonderes Jahr für den Verein war das seines 100-jährigen Bestehens im Jahr 2003. Mit einer großen engagierten Ausstellung zur Vereins- und



Abb. 7: Der Festwagen des Gesangvereins zum Kunigundenfest im Jubiläumsjahr 2003. Vereinsmitglieder stellen die „Gründungsväter“ dar. Foto: Stadtarchiv Lauf, L 17

Ortsgeschichte, einer Festschrift, einem Festabend (**Abb. 6**) und einem besonderen Festwagen zum Kunigundenfest-Umzug (**Abb. 7-8**) gestalteten die Vereinsmitglieder „ihr“ Jubiläumsjahr und machten es zu einem unvergesslichen. Alljährlich trägt der Gesangverein mit zahlreichen Veranstaltungen zum Gelingen des Gemeindelebens bei. Darunter die Faschings-Singstunden, die Mitwirkung an der Gestaltung des Heuchlinger Osterfeuers, der Heuchlinger Kirchweihe, der Feier zum Volkstrauertag am Ehrenmal, zahlreichen Ausflugsfahrten und immer mehr Konzerten von großer Öffentlichkeitswirksamkeit.

Eine Gemeinde, die ihre Eigenständigkeit aufgibt, muss auf ihre Vereine bauen, denn sie werden nun noch mehr zum Träger und Bewahrer des Gemeinschaftsgefühls vor Ort. Auch der Gesangverein hat zum Erhalt der örtlichen Gemeinschaft auf vielfältige Weise beigetragen und er hat auch im Kontakt zu anderen Chören im Stadtgebiet – in Lauf selbst und beim Patenverein Simonshofen – die neue große Gemeinschaft der Kulturträger in der Gesamtstadt lebendig mitgestaltet.

Der Gesangverein hat durch Gesang und gemeinschaftsbildendes Erleben „miteinander im Verein“ die Ortsgeschichte geprägt. Es bleibt die Hoffnung, dass er seine wichtige und schöne Aufgabe auch im zweiten Jahrhundert seiner Geschichte erfolgreich fortsetzen kann. (**Abb. 9**)

1 Den Sudetendeutschen kam im 1946 neu konstituierten Bayern eine besondere Rolle zu: 1954 übernahm der Freistaat die Schirmherrschaft über die Volksgruppe und erklärte sie zum genuin vierten Stamm innerhalb Bayerns neben den Altbayern, Schwaben und Franken.



Abb. 8: Der Vereinsnachwuchs während des Kunigundenfests im Jubiläumsjahr 2003.

Foto: Stadtarchiv Lauf, L 17



Abb. 9: Chorprobe des Vereins im Jahr 2023.

Foto: Stadtarchiv Lauf, L 17

**Hinweis:** Die Redaktion der FUNDGRUBE ist immer auf der Suche nach Autoren, die sich historischen Themen aus dem Umkreis Laufs/Röthenbachs, Schnaittachs und des Nürnberger Landes in einem Beitrag widmen wollen. Dabei müssen die Beiträge nicht immer nur rein wissenschaftlicher Natur sein. Beiträge können Sie unter [fundgrube@laufergeschichte.de](mailto:fundgrube@laufergeschichte.de) einreichen. Die Redaktion behält sich die Auswahl und die Bearbeitung der Beiträge vor.

## FUNDGRUBE

erscheint halbjährlich in der Pegnitz-Zeitung.

### Herausgeber:

Verlag Hans Fahner GmbH & Co. KG,  
Nürnberger Straße 19,  
91207 Lauf a.d. Pegnitz

### Layout:

Silvia Leitenbacher

### Redaktion:

Stadtarchiv Lauf

### Druck:

Verlag Nürnberger Presse  
Druckhaus Nürnberg

### Beiträge werden erbeten an:

[Fundgrube@laufergeschichte.de](mailto:Fundgrube@laufergeschichte.de)

Für die Inhalte der Beiträge sind ausschließlich die Autoren verantwortlich. Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck (auch auszugsweise) nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages.